

ter Tafelgemälde bestand. Zumindest die von ihm entworfene Gruppierung der Bilder (der er die Konzepte anderer Autoren voranstellt) steht dazu nicht im Widerspruch. Alles in allem erscheint seine Rekonstruktion, die durch graphisch-schematische Darstellungen erläutert wird, tatsächlich als die plausibelste, zumal er auch auf ein ähnliches Vergleichsbeispiel von der Hand Schäufelins verweisen kann. Allein die sich ergebende Größe spricht dafür, daß es sich dabei um den Hochaltar der Klosterkirche handelte.

Ein umfangreicher fünfteiliger Anhang bietet die Exzerpte der wichtigsten angesprochenen Quellentexte sowie eine Bibliographie mit Auflistung der Archivalien und der zahlreichen Sekundärliteratur. Schließlich runden technisch ausreichende, wenn auch z. T. wegen problematischer Vorlagen weniger prägnante Schwarzweiß-Abbildungen, die selbtsverständlich die einzelnen Tafelgemälde, Aufnahmen von und zur Klosterkirche, angesprochene Vergleichsbeispiele, aber auch Montagen zur Rekonstruktion des Verfassers umfassen, das verdienstvolle Werk ab. Man darf gespannt sein auf die angekündigte Dissertation des Verfassers über das Gesamtwerk Schäufelins.

Norbert Leudemann

*Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte*, hg. vom Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Bd. 17, Sigmaringen 1998, Jan Thorbecke Verlag

Der stattliche Jahresband des RJKG 1998 umfaßt 450 Seiten. Das Hauptthema des Aufsatzteiles bezieht sich auf die Dominikaner. Die Texte sind im wesentlichen die Veröffentlichung der Vorträge auf der Studientagung des Jahres 1996, die vom kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg, von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und vom Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten durchgeführt wurde.

Einige kürzere Beiträge beziehen sich auf neue Literatur über Franz von Assisi und auf die Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Otto Weiß nimmt Stellung zu neuen Arbeiten über die katholische Kirche hauptsächlich im 19. Jahrhundert in Deutschland.

Isnard Wilhelm Frank OP stellt in „Die Grundlegung des intellektuellen Profils des Predigerordens in seinen Anfängen“ heraus, daß es Dominikus und seinen ersten Gefährten auf das theologische Studium ankam, um gut predigen zu können. In der Nachfolge der hl. Gründers wurde dies später in dem Dreischritt *legere-disputare-paedicare* zusammengefaßt. Die *vita contemplativa* war der *vita activa* untergeordnet. Die Zuteilung von Einzel-Räumen zum Arbeiten und Schlafen stellte einen Fortschritt für Meditation und Studium

dar. Die Inquisition sieht Isnard Frank als ein „besonders suspektes und heikles Thema“, das aber „im Schulmilieu der Zeit“ anders aussah. Dies ist wohl zu euphemistisch geurteilt.

Im Beitrag von Ulrich Horst OP, „Thomas von Aquin und der Predigerorden“, wird die prägende Rolle des Aquinaten für das Verständnis der Nachfolge (sequela) Christi in der neuen Dominikaner-Gemeinschaft herausgearbeitet. Auffallenderweise erwähnt Thomas in seinem systematischen Werk den Ordensstifter nicht. Ulrich Horst sieht darin die Absicht des Thomas, die von Dominikus entworfene Konzeption als eine allgemein gültige erscheinen zu lassen. Thomas wandte sich gegen den Rigorismus der Askese und in der Armutsfrage. Er lehnte auch das Betteln ab.

Peter Segl geht in seinem Aufsatz, „Quoniam abundavit iniquitas. Zur Beauftragung der Dominikaner mit dem negotium inquisitionis durch Papst Gregor IX. (1127–1141)“, der Frage nach, wann genau der Anfang der Inquisition anzunehmen sei. Am Äußeren dieses Beitrages fallen die überlangen Sätze auf. Bedeutsam ist die Feststellung, daß der Ordensgründer Dominikus kein „Inquisitor“ war. P. Segl lehnt die Ansicht in der neueren Forschung ab, daß mit dem 22. 11. 1231 der Anfang der Inquisition gegeben sei, als die Dominikaner die Vollmacht „zum Ausforschen“ erhielten. Vielmehr habe bereits mit der Übertragung der „selbständigen Gerichtsausübung“ am 11. 10. 1231 an Magister Konrad von Marburg die eigentliche „päpstliche Ketzerinquisition“ begonnen (63 f.). Innozenz IV. gab 1252 der Ketzerbekämpfung „erstmal einen festen organisatorischen Rahmen“. P. Gregor IX. habe diesen Weg „als erster mutig beschritten“ (65). Eine solche positive Formulierung im beschämendsten Kapitel der kirchlichen Geschichte ist unangebracht.

Bernhard Neidiger stellt in „Selbstverständnis und Erfolgchancen der Dominikanerobservanten“ (1388–1510) heraus, daß die Observanten wieder das strenge Armutsideal, aber auch höhere Studien bejahten, jedoch feste Einkünfte ablehnten. In mehreren deutschen Klöstern der Dominikaner und der Dominikanerinnen kam es wegen der neuen Reformvorschriften zu Spannungen. Auch bei den Dominikanern gab es einen langanhaltenden Streit in der Armutsfrage. P. Sixtus IV. gestattete 1475 dem Orden, Häuser und Grundstücke für die Unterstützung der Studierenden zu besitzen.

Ende des 15. Jhs. entstand ein heftiger Streit zwischen den Dominikanern und den Franziskanern wegen der unbefleckten Empfängnis Mariens. Die Thomisten (Dominikaner) waren dagegen, die Scotisten (Franziskaner) dafür. Die Lehrentwicklung sollte letzteren recht geben.

Isnard Wilhelm Frank OP untersucht in seinem zweiten aufschlußrei-

chen Beitrag, „Das mittelalterliche Dominikanerkloster als paraparochiales Kultzentrum“, die wachsende Bedeutung der Mendikantenklöster, namentlich der Dominikaner, als seelsorgerliche Nebenzentren innerhalb der Stadtpfarreien.

Entsprechend ihrer Doppelfunktion weist die Klosterkirche zwei Bereiche auf, getrennt durch den Lettner: 1. die innere Kirche für den Konvent, 2. die äußere Kirche für die Laien. Der Autor weist die Ansicht zurück, daß die Dominikanerkirche vornehmlich als „Predigthalle“ zu verstehen sei, vielmehr sei sie „mehrpölig“ ausgerichtet: als Ort für private Andachtsstiftungen, dann für den besonderen Totenkult und für erweiterte Predigtgottesdienste. Wegen des Begräbnisrechts kam es zum großen Streit mit dem Pfarrklerus. Von der gleichzeitigen, problematischen Ablasspraxis wird nichts gesagt.

Thomas Berger behandelt in „Die Ausbreitung der Dominikaner in den Städten des südwestdeutschen Raumes“ das Thema hauptsächlich für das 13. Jh. Nach Darlegung der gemeinsamen Charakteristika der Bettelorden zeigt er die geschichtliche Entwicklung auf, ausgehend von Metz (1221) bis Schwäbisch Gmünd (1293). Trotz der Spannungen mit dem Weltklerus konnten sich die Dominikaner in den verschiedenen Städten niederlassen. Sie bekamen aber zunächst den Platz außerhalb der Stadtmauern angewiesen, angeblich, um hier den Bestrebungen der Waldenser bei den unteren Schichten entgegenzuwirken, sicher aber auch wegen des Widerstandes des Stadtklerus. Die Anlage eines Klosters der Dominikaner wie der Franziskaner förderte die städtisch-bürgerliche Entwicklung bzw. die Urbanisierung.

Wolfgang Schenkluhn unterscheidet in „Kirchenarchitektur der Dominikaner“ weniger nach Dominikaner- und Franziskanerkirchen, sondern „kunstgeschichtlich“ nach landschaftlichen, nationalen und typologischen Gesichtspunkten. Von den 293 Bettelordenskirchen in den deutschen Provinzen haben nur 24 sich in der Gestalt des 13. Jhs. erhalten. Während die Franziskaner zuerst Saalbauten errichteten, gaben die Dominikaner dem Basilika-Typ und der Hallenkirche den Vorzug. Bei den Dominikanerkirchen sind die „Adaption des reduzierten Zisterzienserschemas“ und die Trennung von Chor und Langhaus durch den Lettner die Merkmale der Frühzeit. St. Jacques in Paris war als „zweischiffige Kirche“ zuerst ein Hospitalbau. Bei der bedeutenden Grabeskirche des hl. Dominikus in Bologna ab 1228 habe „erstmal“ eine Rezeption der Zisterzienserarchitektur stattgefunden. Die Dominikanerkirche in Regensburg stellt einen Höhepunkt der Gotik dar. In dieser Kirche ist jedoch – im Unterschied zur Meinung des Autors – der Chor nicht „eingezogen“ (176 f.). Am Schluß werden die besonderen Merkmale der Dominikaner-Kirchen zu-

sammengefaßt. Der Beitrag bringt eine gute Übersicht. Bezüglich der kunsthistorischen Erfassung und der Fachausdrücke treten Mängel auf.

Christoph Martin verdeutlicht in „Henri Lacordaire und die Restauration des Predigerordens in Frankreich“ in guter und kritischer Weise die herausragende Persönlichkeit des Henri Lacordaire (1802–1861), des Gelehrten, Weltgeistlichen und ersten Dominikaners im nachrevolutionären Frankreich. Briefe und eigenhändige Aufzeichnungen Lacordairs werden ausgewertet. Gleichzeitig ist es eine wertvolle Einführung in das schwierige kirchen- und ordensfeindliche Milieu Frankreichs nach der Revolution mit ihren Zerstörungen. Im hl. Dominikus ohne Verbindung zur Inquisition sieht Lacordaire sein Vorbild, das er in das Frankreich des 19. Jhs. übersetzen will.

Die beiden Klöster der Dominikanerinnen, St. Katharina in Wil bei St. Gallen und Zoffingen in Konstanz, vornehmlich in der Zeit der sog. „Aufklärung“, erfahren eine knappe Darstellung durch Schw. Martina Amrhein OP und Schw. Agnes Blank OP. Dank der Errichtung verschiedener Mädchenschulen – in Zoffingen schon seit 1774, in St. Katharina nach Anweisung des Generalvikars Ig. Frh. von Wessenberg – werden beide Klöster im damals modernen Sinne „nützlich“ und gehen einer neuen Zukunft entgegen. Das „innere“ Klosterleben erfährt als Folge davon einige notwendige Änderungen. Die Klausurregeln müssen teilweise gelockert werden. Beim Übergang Konstanz' an das Großherzogtum Baden verhinderte Ig. Frh. von Wessenberg als Bistumsverweser die Auflösung des Klosters Zoffingen. Namentlich aufgrund der guten Französisch-Kenntnisse der Schwestern als Lehrerinnen entwickelte sich die Klosterschule auch im späten 19. Jh. günstig. Mit dem „Lehrerinnenseminar“ war sie bis 1922 außerordentlich erfolgreich. Mutige Standhaftigkeit und zeitgemäße Flexibilität bewährten sich in einer klosterfeindlichen Zeit für beide Einrichtungen. Bessere Verarbeitung der Quellentexte und kürzere Zitate hätten den Wert beider Arbeiten noch gesteigert.

Der zweite Beitrag von Bernhard Neidiger, „Kirchliches Leben im spätmittelalterlichen Stuttgart“, gewährt einen recht interessanten Einblick in die seelsorgerliche, theologiegeschichtliche und von den Dominikanern mitgeprägte Situation in der Landeshauptstadt Württembergs Ende des 15. Jhs. Durch die von Graf Ulrich, dem Vielgeliebten, 1473 nach Stuttgart berufenen Dominikaner entstanden auch hier Spannungen mit dem Weltklerus, doch wurden durch die theologisch besser gebildeten Prediger die Weltgeistlichen, namentlich der Stiftsprediger Werner Wick, herausgefordert. Das Inquisitionswesen der Dominikaner erschwerte begreiflicherweise die Lage. Es gab Reformbereitschaft.

Johann Verguenhaus kritisierte die Vergabepaxis der Chorstellen am Stift in Stuttgart durch den Landesherrn als simonistisch (210).

Einen Schwerpunkt bildete gerade auch in Stuttgart der schon oben erwähnte Theologenstreit über die unbefleckte Empfängnis Mariens. – Das ungerechte Urteil des Jakob Gabelkover von 1624 über das Papsttum als Antichrist hat bisher die altwürttembergische Gesichtsschreibung verdunkelt (228).

Hubert Wolf, „Denunzianten, Nuntiatoren, päpstlicher ‚Geheimdienst‘ ...“ schöpft Quellen des Vatikan aus, die erst seit 15 Jahren zugänglich sind. Es geht um die Einholung vertraulicher Informationen Roms über mögliche Bischofskandidaten des neu geschaffenen Bistums Rottenburg, namentlich vom Riedlinger Dekan Franz Xaver Schöninger zwischen 1840 und 1844. Die Lage war um so schwieriger, als die „ultramontane“ und die „staatskirchliche“ Haltung sich feindselig gegenüber standen. Lambruschini, Kardinalstaatssekretär unter P. Gregor XVI. und päpstlicher Geheimdienstchef, hatte sich unklugerweise zunächst nur auf die Beurteilung durch eine Nuntiatur im deutschsprachigen Raum, jener von Wien, verlassen und dem von Stuttgart vorgeschlagenen Kandidaten Schöninger zugestimmt. Durch anderslautende Berichte sah er sich gezwungen, seine Haltung zu ändern. Die dadurch entstandene diplomatische Verwicklung wird m. E. vom Verfasser überzogen hochgespielt. Insgesamt geht er zu Unrecht von einer zu negativen Beurteilung der Einholung von Informationen über mögliche Bischofskandidaten durch Rom mittels der Nuntiatoren aus.

Im Hinblick auf Quellentexte ergänzt Winfried Hecht seine Veröffentlichung „Das Dominikanerkloster Rottweil“ im Jahre 1991 mit inzwischen entdeckten Namen von Prioren, Subprioren und Konventualen des Rottweiler Klosters.

Rudolf Reinhardt und Dominik Burkard liefern Kommentare aus Quellentexten von Martin Joseph Mack, Moraltheologe in Tübingen, zu „Portraits der frühen Tübinger“ Theologen. Joh. Ad. Möhler war über den Steindruck von ihm gänzlich unzufrieden. Während von ihm und anderen Professoren weitere Porträts (auch in Öl) bestehen und den Mangel ausgleichen, bleibt man bei Johann Sebastian Drey, Systematiker, Andreas Benedikt Feilmoser OSB, umstrittener Exeget, und Johann Georg Herbst, Alttestamentler, auf die ungenauen Lithographien von Ludwig Anton Helwig, Tübingen, angewiesen.

Helmut Feld nimmt in der Miszelle „Religiöse Idee und Darstellung des hl. Franziskus von Assisi“ Stellung zu neuen Untersuchungen über Franz von Assisi. Chiara Frugoni behauptet in einer der „größten ... Untersuchungen“

über Franz (Turin 1994), daß dessen Stigmata „nachträglich erfunden“ worden seien.

Helmut Feld zeigt auf, daß von der Autorin bei aller Materialfülle und Akribie die frühesten Aussagen der Gefährten des Franz „zu wenig beachtet“ wurden. Die historisch-kritische Methode kommt bei ihr zu kurz. Damit erweisen sich ihre Aussagen und Schlußfolgerungen schlichtweg als unseriös.

In einer zweiten Veröffentlichung der gleichen Autorin über „Franz von Assisi. Die Lebensgeschichte eines Menschen“, Zürich-Düsseldorf 1997, weist Feld „mehrere Fehler“ in der Biographie nach, was auch diese Arbeit als unbrauchbar erscheinen läßt. Erst in dieser Stellungnahme zur zweiten Arbeit vertritt Helmut Feld die überraschende Ansicht, Franz habe die Wundmale zwar gehabt, aber „sie sich selbst beigebracht“ (281). Eine mögliche parapsychologisch-biologische Selbstbeeinflussung mit sichtbaren Folgen am eigenen Körper ist grundsätzlich nicht auszuschließen, doch der Kritiker-Autor Feld bleibt einen diesbezüglichen Aufweis seiner Behauptung schuldig. – Der Promotionsarbeit von Ruth Wolff, „Der hl. Franziskus in Schriften und Bildern des 13. Jhs.“, Berlin 1996, kann Feld „nicht wenige Fehler“ in sachlicher Hinsicht und „zahlreiche Fehler“ in der Übersetzung lateinischer Quellentexte nachweisen, so daß diese Arbeit als nicht ernstzunehmende ausscheidet. – Die Arbeit von Mirano Bigaroni, Hans-Rudolf Meier und Elvio Lunghi, *La Basilica di S. Chiara in Assisi*, wird durchwegs positiv beurteilt, ebenso die Herausgabe der „Regelerklärung des Angelus Clarenus“ (1245–1337), eines führenden Vertreters der Franziskaner-„Spiritualen“, durch Marino Bigaroni.

Die Stellungnahme Felds zu der Bewegung der Spiritualen erscheint als zu wenig kritisch. – Der Veröffentlichung von Ulrich Horst, „Evangelische Armut und päpstliches Lehramt. Minoritentheologen im Konflikt mit P. Johannes XXII. ...“, Stuttgart 1996, bescheinigt Helmut Feld „sorgfältige Analysen der Texte“. Im damaligen Armutsstreit sei „erstmalig in der Kirchengeschichte“ die Autorität der exegetischen Fachgelehrten gegen das päpstliche Lehramt „ins Feld geführt worden“.

Otto Weiß bietet in „Religiöse Geschichte oder Kirchengeschichte? Zu neuen Ansätzen in der deutschen Kirchengeschichtsschreibung und Katholizismusforschung – Ein Forschungsbericht“ einen guten Überblick über einschlägige neueste Arbeiten und Thesen. Es überrascht aber die Fragestellung in der Überschrift. Kirchengeschichte ist grundsätzlich auch „religiöse Geschichte“ unter Einschluß von Theologie, Frömmigkeit, Gesellschaft und Mentalität, wiewohl unterschiedlich ausgeprägt. Es verwundert die Polemik gegenüber den „Kirchenhistorikern“ in Deutschland. Kirchengeschichte ist im

kath. Verständnis keine profane Wissenschaft, sondern eine doppelte Geschichtswissenschaft mit kirchlich-geistlichem und weltlich-gesellschaftlichem Charakter. Sie muß unbedingt die historisch-kritische, geschichtswissenschaftliche Methode anwenden, aber immer in Verbindung mit dem glaubenshermeneutischen Ansatz. Die „Modernisierungstheorie“ von Hans Ulrich Wehler und von Thomas Nipperdey trifft auch nach Meinung von O. Weiß die wirkliche Lage in der katholischen Gesellschaft nicht (298). Mit Recht wird die Objektivität der Milieu-Definition von M. Rainer Lepsius bezweifelt. Der Begriff einer „katholischen Subkultur“ muß als ungeeignet abgelehnt werden. Allgemein gilt es zu unterscheiden zwischen dem überkommenen, kirchlich-geistlich bestimmten Leben mit den Sakramenten und den eigentlichen staatskirchlichen Disziplinierungsmitteln wie dem „Kirchenkonvent“ z. B. in den neuwürttembergischen Gebieten; vgl. Leo Weber, *Kirchliches Leben und Dorfreligiosität im 19. Jahrhundert hauptsächlich am Beispiel Gosheims*, in: Leo Weber-Hans/Peter Unglert (Hrsg.), *Heilig-Kreuz Gosheim – Sankt Cyriak, Horb am Neckar 1996*, 51–78.

Der Gleichsetzung des Ultramontanismus mit „integralistischer Richtung im Katholizismus“ kann nicht zugestimmt werden, ebensowenig der negativen Bezeichnung der Redemptoristen und Jesuiten wegen ihrer „Volksmissionen“ als „Kader im Dienste des ultramontanen (streng kirchlichen) Katholizismus“. Es verwundert zusätzlich, daß O. Weiß zwischen „katholischer und kirchlicher Identitätssicherung“ und Arbeiten, die der „historischen Wahrheit“ verpflichtet sind, einen Gegensatz sieht (310). Die Empfehlung an die von ihm so bezeichneten „klassischen Kirchenhistoriker“, ihre Zielsetzung „ideologisch zu hinterfragen“, kann allen nützlich sein einschließlich des Verfassers. Dessen kenntnisreiche Arbeit hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck, wengleich die Aufforderung, mehr kirchengesellschaftlich zu forschen und sich auch der Methoden der Soziologen zu bedienen, berechtigt ist.

Über 100 Seiten nimmt der reiche Rezensionsteil des Bandes 17 zu zahlreichen Veröffentlichungen aus Geschichte und Kunst ein.

Recht vorteilhaft ist das Orts- und Personenregister am Schluß des Bandes, der reichen Stoff bietet, neues Wissen vermittelt und zu fruchtbarer Diskussion anregt.

Leo Weber